

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 23

Artikel: Die Seppe : eine Geschichte aus Unterwalden. Teil 12
Autor: Odermatt, Esther
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672563>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXIX. Jahrgang

Zürich, 1. September 1936

Heft 23

Gott

Du bist das Lied der Seele,
das Singen in dem Blut,
das Band von Erd und Himmel,
des Lebens heilige Glut.

Du bist die ewige Flamme
am Weltenhochaltar.
In Körper, Duft und Farbe
reichst du dich liebend dar.

Du fassst alle Strahlen
im weiten Weltenall . . .
Und ich bin deine Liebe,
dein Ton und Widerhall.

Jakob Friedli.

Die Seppe.

Eine Geschichte aus Unterwalden.

(Schluß.)

Von Esther Odermatt.

XII.

Die Septembersonne goß ihren warmen Schein über See und Berg und legte den hellsten Glanz auf die sonntagsstille Schwand. Rote und weiße Herbstrosen streckten ihre runden Köpfe aus dem grünen Geranke, das die mächtigen Holzpfosten zu beiden Seiten der breiten Vorlaube hinaufkletterte und sich oben unter dem Vordach in dichter Umschlingung fand. Nur eine zierliche Ranke hatte sich gelöst und schwebte leicht in freier Luft; ihre rote Blüte hing gerade in den blauen Himmel hinein, und ihr beweglicher Schatten tanzte auf der schweren Nußbaumtüre, die ins Haus führte. Schnell huschte er auf und davon, als die Türe sich öffnete und die Seppe auf die Vorlaube hinaustrat.

Sie legte die Hand über die Augen, sie nach

dem Dämmer des Hauses vor dem flutenden Licht draußen zu schützen; aber es blendete nicht. Das Schauen tat ihr wohl. Langsam sank ihr die Hand herab, um sich gleich darauf wieder an den schwebenden Zweig zu heben und ihn aufzubinden. Doch sie ließ ihn flattern und schaute über die rote Rose hinaus auf die grünen, sonnenwarmen Wiesen im herbstlichen Goldglanz.

Immer wieder mußte die Seppe daran denken, wie der Heini diesen Sommer von seinem Aufenthalt beim Vater in Italien heimgekehrt war, ein großer schlanker Bursche, zum Mann gereift in den langen Monaten der Trennung und doch mit seinen zwanzig Jahren noch das alte große Kind. Ganz berauscht war er gewesen von der sommerlichen Schönheit seiner Heimat. Alle Augenblicke war er stehen geblieben auf

dem Weg den Berg hinauf und hatte geschaut, geschaut, als ob die Augen sich nicht satt trinken könnten.

„Gotte Seppe, liebe, alte Seppe!“ hatte er gerufen und sie fast umgerannt mit seiner stürmischen Umarmung, „Gotte Seppe, wie grün ist das bei euch, wie himmel-, erden-, sommerselig grün!“

„Laß mich doch, Bub!“ hatte sie sich gewehrt, sie waren ja auf offener Straße, und alle Leute auf den Feldern konnten ihnen zusehen. „Mit deinem dummen Grün! An andern Orten werden die Matten und die Bäume auch grün sein, denk ich.“

Da hatte er sie schön ausgelacht.

„Ja, du! Wundern tätest dich. Grün, in Italien, jetzt im Sommer? Verstaubt, verbrannt steht alles da, müde und traurig. Aber hier! Gesund muß man hier werden, wenn man krank ist, gesund an diesem Grün. Ach, ihr, ihr wißt ja nicht, wie schön es ist in Eurer eigenen Heimat!“ Ganz still war er geworden. „Aber ich weiß es, Gotte Seppe, ich weiß es jetzt ganz.“

Er hatte ihre Hand gefaßt, und sie hatte den großen Jungen zum zweitenmale heimgeführt auf ihre Schwand.

Eine jubelnde Heimkehr war es gewesen. Nicht fertig war er geworden mit Begrüßen und Schauen und Fragen. Tapfer hatten sich seine Spaliere gereckt und gedehnt, seine Rosen prangten im üppigsten Flor, und neben ihnen drängte und streckte sich in bunten Farben ein ganzes übermütiges Volk von Jungferngesichtlein und Strohbülmchen, von blauen Asten und roten Dahlien, alle hoch und stolz überragt von ein paar mächtigen, leuchtend gelben Sonnenblumen.

„Was, Seppe?“ hatte er sie in übermütigem Glück geneckt, „solch leichtsinniges Paß lässest du in deinem Garten die ehrentwerten, soliden und nahrhaften Sippchaften der Bohnen und Erdäpfel so mir nichts, dir nichts hinaustreiben? Das hätte ich dir gar nicht zugetraut! Aber schön ist's, du! Und unsere Vorlaube! Bald muß sie sich nicht mehr schämen, daß sie noch so bleich aussieht neben dem gesunden Braun des Hauses — oder vielmehr, daß die Herrin auf der Schwand sie erst nachträglich zu Gnaden aufgenommen hat. Brav hat die Sonne diesen Sommer lang sie wieder angeschienen!“

Das sah jetzt die Seppe alles mit seinen Augen und freute sich daran.

Sie setzte sich auf die Bank. Ein leises Stauen stieg in ihr auf, daß sie so dasaß in Fest-

tagstracht, und daß es Sonntag war, Sonntag, wie sie ihn in langen Jahren nie gekannt. So vieles hatte der Bub sie gelehrt, auch die Kunst, sich zu freuen. Die Kraft dazu hatte sie wohl immer besessen, aber es hatte etwas gefehlt, sie wußte nicht was; nur daß es anders geworden war, seit sie dem Buben ihr Herz geöffnet hatte, das wußte sie.

Sie wartete auf den Heini, der ins Dorf gewandert war, seine alten Schulkameraden zu begrüßen. Wie sie das Warten sich abgewöhnt hatte in der schweren Zeit nach dem Überfall, und wie es jetzt wohlthat und still und ruhig machte und jede Minute der Gegenwart bereicherte und erhöhte!

Und die Vergangenheit, die sie jahrelang hatte begraben wollen, stand neben ihr. Sie durfte ihr in die tiefsten Augen schauen, ohne daß es sie hart und bitter machte.

Einst hatte sie im großen Zuge mit den andern gestrebt, gerungen und gekämpft — und doch allein, führerlos, ohne einen Menschen, der sie stützte, und dem sie Halt sein konnte. Rat- und hilflos war sie in jener Nacht unter der furchtbaren Enttäuschung zusammengebrochen, irre an sich selbst, an ihrem Denken und Fühlen und Hoffen, und als die Franzosen, die als Erlöser und Befreier einziehen wollten, ihr die Heimat geschändet, das Heimen verwüstet und den Vater gemordet hatten, da hatte sie sich vor dem Leben verschlossen und nur noch gearbeitet, hart und streng. Und jetzt saß sie im Sonntagsfrieden vor ihrem neugeschmückten Hause, durfte alles sinnend betrachten und mußte doch nicht abseits stehen.

Vom milden Herbstsonnenschein verklärt, zog ihr Leben und das Schicksal der Thren und der Heimat an ihr vorüber. Sie hielt ihre verstümmelte Hand in der gesunden. Nach Heinis Rückkehr hatte sie mit ihm von jener Schreckenszeit des Jahres 1798 gesprochen; zum erstenmal hatte das Tiefverschlossene sich ans Licht gewagt. Tatsachen, Ereignisse, äußere Erlebnisse hatte sie erst stoßend berichtet. Der Heini hatte in heiß aufflammendem Mitgefühl ihre Hand geküßt, die verstümmelte Hand, die einst ihr Trost gewesen war, weil sie einen kleinen Teil gehabt hatte an den tausend Qualen und Leiden der Heimat, und doch ihr bitterer Schmerz, weil der Unglückstag nur ihre Hand zerstückt und nicht mit allem Lieben und Teuren auch ihr Leben zerstört hatte.

Unter Heinis Teilnahme war ihr stark und beglückend die Erkenntnis aufgegangen: sie brauchte

es nicht angstvoll vor sich selber zu verbergen, daß sie damals dem Neuen, Großen in ihrem Herzen zugejubelt und ihm einen Platz hatte bereiten wollen in der Heimat. „Aber dann sind die andern Meister geworden, ihre furchtbare Verblendung, ihr blindwütiger Haß haben alles verheert und entzündet, und wir Anhänger der Konstitution sind als Vaterlandsverräter gebrandmarkt worden, wir alle, der Großvater, der Vater und ich, und im Kampf, da sind wir zur Heimat gestanden gegen den, der uns die verheißene Freiheit hat bringen wollen!“

Klar und einfach war das jetzt alles, und der Vater hatte es mit ihr erlebt, in ihren Armen hatte sie ihn gehalten, als der Tod ihm ans Herz getreten war.

„Ihr Lieben!“ hatte der Heini geseufzt. „Ihr Armen, Tapfern! Und habt doch recht gehabt, und das Neue hat doch kommen müssen!“

Dann hatte sie von Hans Zibung erzählt. Vor Heinis verstehenden Augen schuf sie sein Bild, wie sie es lange gesucht: er hatte mit aller heißen Jugendkraft und Sehnsucht hinausgestrebt aus der Enge und Begrenztheit und war mit wildem Ungeßüm der großen neuen Freiheit nachgerannt. Die maßlose, aus allen Schranken gerissene Zeit hatte seine Leidenschaften entfesselt, sein Ehrgeiz hatte ihn fortgerissen, daß er schwindelnd den festen Grund und Boden unter den Füßen verlor. Für Augenblicke vielleicht nur, vielleicht hätte er sich zurückgefunden . . . Er hatte gesühnt. Als er beim Einfall der Franzosen im Roxloch eine alte Frau aus den Mißhandlungen eines Bäterichs gerettet hatte, war er unter den Bajonettstichen des Elenden tot zusammengesunken.

„Du, Seppe“, hatte der Heini geeifert, „den hätte ich kennen mögen! Den hättest du halten und auf den rechten Weg führen sollen wie mich.“

Sie hatte die Nacht darauf wach gelegen. — Jetzt ruhte auch auf Hans Zibungs Bild versöhnend der golden milde Schein, und die weiße Straße glänzte wieder, als ob sie doch noch die Erfüllung bringen sollte.

Umsonst war auch ihre harte Arbeit nicht gewesen: mehr als einer hierherum dankte ihr Heim und Wohlstand, das Kirchlein hatte sie neu bauen lassen, mit einem Bild des Schwagers geschmückt, eine Schule unterhielt sie, die sie für den Heini hier oben eingerichtet hatte.

Und die Zukunft?

„Heini!“ sagte sie und erschrak zugleich und lächelte, daß sie auf ihre alten Tage hin anfangen wollte, laute Selbstgespräche zu führen.

Ja, der Heini war wieder daheim, ihr Bub! Nach Beendigung der Lateinschule in Luzern, die ihm alle Wege für später öffnen sollte, hatte er jetzt mehr als ein Jahr beim Vater in Florenz gearbeitet, um sein Talent zu erproben und über seine Zukunft zu bestimmen. Er selber hatte schon als kleiner Bub immer nur Maler werden wollen, und der Vater hoffte vom Sohn die Erfüllung der eigenen unerfüllten Künstlerträume. Die Seppe hatte ihm dieses Probefahr nicht verwehren können und hatte daheim bald in Zweifel und Heimweh, bald in sicherer Zuversicht Heinis Rückkehr und Entscheidung erwartet. Vielleicht würde er doch studieren, Arzt werden wie der Großvater oder Rechtsgelehrter und Staatsmann, der sein Land führte mit fester Hand und weitem Blick. Das war im geheimen ihr liebster Gedanke.

Auf St. Niklaus hatte er für sie ein Bild kopiert, eine Sacra Conversazione seines geliebten Gian Bellini: das Jesuskind mit seinen kleinen Gefährten in kindlichem Eifer glücklich spielend um einen Baum mit goldenen Äpfeln, ringsherum als Zuschauer die Mutter Gottes auf dem Thron, der heilige Petrus, breit und lässig über die Balustrade gelehnt, der heilige Sebastian, die Hände auf dem Rücken, die Pfeile in Schulter und Knie, und andere Heilige — alle anbetend versunken in den holdseligen Anblick der spielenden Kinder. „Zu solch weltentrückter Höhe wird meine Kunst mich nie tragen, und ein Tagelöhner will ich nicht werden, wo solche Meister sind“, hatte er geschrieben. „Aber ich halte noch aus.“

Ein Jauchzer tönte vom Sträßlein her, ein Hut flog in die Höhe. Der Heini tauchte auf, aufrecht und schlank und biegsam neben der untersehten Gestalt des Huobpeters, seines alten Schulspanen.

Glücklich lächelte die Seppe dem Heini entgegen. Ja, so wie der konnte man zuversichtlich in die Zukunft schreiten. Wohl und warm wurde einem, wenn man ihn ansah in seiner frischen, ungezwungenen Herzlichkeit, in seiner beweglichen jungen Kraft, die ohne Härte war. Wie dagegen beim Huobpeter jede Bewegung stockte, wie er jetzt, da er sie erblickte, steif und ungelent sein Käpplein hob und sich befangen verabschiedete!

In ein paar knabenhaften Sätzen war der Heini bei ihr.

„Gelt, Heini“, meinte sie, halb beschämt, da er sie so müßig und versonnen fand, „bald bin ich so faul wie dein heiliger Petrus, der an der

Sonne am Geländer lehnt und nichts tut als schauen und schauen!"

„So, den hast du also doch nicht vergessen! Du, du, schilt mir meinen heiligen Petrus nicht! Glückselig ist der in seinem Schauen. Ich bin nur froh, wenn du ein kleines bißchen von ihm gelernt hast. Weißt, gut ist das, hier oben zu sitzen! Da unten im Dorf! Ach, froh bin ich, daß ich wieder hier bin, hier oben bei dir! Am liebsten wäre ich denen da unten davongerannt, in einer Tour bis hinauf aufs Horn. Nur weit weg! Ja, ja, ich bin dann ja brav beim Schoppen sitzen geblieben wie die andern! Der Erni, wohl, mit dem wäre noch etwas anzufangen; der ist voll frischer Begeisterung, aus dem alten Tramp herauszukommen. Und dich hat er gerühmt! Aber die andern! So selbstzufrieden immer beim eigenen kleinen Kram und Handel, die alte dreizehnörtige Herrlichkeit jammernd gepriesen, über die neumodige Schweiz geseufzt und über die neue Bundesverfassung, die sie nach langem Widerstreben dann doch annehmen mußten. Was der Peter nicht alles über gewisse andere Parteien und andere Kantone weiß! Da hat's mich gewürgt! Ich habe von drüben erzählt, wie sie da überall herausstreben aus Fremdherrschaft und Druck, wie die Jungen träumen von einem einigen, freien, großen Italien. Wie doch überall die gleichen Ideale und Ziele locken, wie wir uns doch alle verstehen und helfen und voneinander lernen könnten! Wie wir nur Vertrauen haben müßten zu den andern und Freude an allem Freien, Weiten und Großen. Du, Seppe, die erschrockenen und spöttischen und mitleidigen Gesichter hättest sehen sollen! Das ist ja noch fast gleich wie vor zwanzig Jahren, wie anno 1798! Das gleiche Mißtrauen, die gleiche Schwerfälligkeit, die gleichen Vorurteile, weil man nicht aus sich hinaus will, das andere nicht kennt und nicht versteht.

Seppe, jetzt weiß ich, daß ich so nicht leben könnte. Daß ich hinaus schauen möchte über die eigenen engen Grenzen in die Weite, teilhaben an dem großen, brausenden Leben draußen und an allem, was die Menschen seit Jahrtausenden erstrebt und errungen haben. An all der Schönheit auch, die mir da drüben aus herrlichen Werken gewaltig ans Herz gegriffen hat. Seppe, jetzt weiß ich, was ich schaffen will."

Er stand auf, schwer atmend, schwang sich auf die Lehne der Vorlaube und griff hoch hinauf in das Rosengerank, den Querbalken oben zu umklammern.

„Ihr habt nicht gewollt, daß ich Maler würde,

das heißt, der Vater hatte schon sein Herz daran gehängt, aber du! Ja, ja, ich weiß warum, und du hast recht. Und was ich von dir gelernt habe, und daß ich ohne rechte Arbeit nicht leben könnte, das habe ich in Italien erst ganz gespürt. Dann wie ich über den Gotthard heimgewandert bin, in dem strahlenden Glanz auf der Passhöhe und am Lucendrosee in der wilden Einsamkeit, da hat's mich überwältigt, da hab ich mich aufgelehnt gegen dich. Zeigen wollt ich den Leuten und dir, Seppe, wie schön das ist, das lebendige, blaue, glitzernde Wasser zwischen den toten Steinen und den riesenhaften Felsen und all das kleine, tapfere Leben, blühend und summend bis an den Rand der Gletscher, mitten in den Schauern des Todes und der Verwüstung. Wie groß das ist, wie das einen emporreißt aus aller kleinen Erbärmlichkeit! Malen wollt ich das, lernen, schaffen, bis ich es kann. Und — vielleicht versuch ich's doch noch einmal!

Aber wie ich abwärts gestiegen bin, den steilen Saumpfad hinunter, da ist mir etwas anderes durch den Sinn gefahren, etwas, was noch mehr nottut. Und heute, unten in Stans, da hat's mich gepackt und geschüttelt durch und durch. Baumeister will ich werden, Baumeister in der großen Natur. Straßen will ich bauen, schöne, weiße Straßen durch unser Land und weit hinüber über alle Berge, bis unser Land offen ist nach allen Seiten und alles Schöne und Gute zu uns einziehen kann. Und wir, wir haben auch Gutes, Starkes und Großes — wenn ich an dich denke, Seppe! —, das wollen wir erst recht pflegen, daß es fest wurzeln und wachsen kann; davon wollen wir den andern bringen, und sie sollen zu uns kommen und von uns nehmen und uns geben. Unsere Heimat wird es doch bleiben. Selt, Seppe, unsere grüne, heißgeliebte Heimat!"

„Heini, ja! Das soll der Herrgott dir segnen, was du da planst, dir und uns und unserem Land! Und lernen und schaffen sollst du dafür, soviel du kannst. Das beste, mein Kind. Wir brauchen nicht zu sparen, wir zwei", sagte sie fast verschämt und doch stolz und glücklich. „Du sollst das jetzt wissen, da du groß bist."

Jetzt legte sich auch auf die dunkeln Jahre der harten Arbeit ein lichter Schein.

„Und erleben möcht ich's noch, wie sie über deine weiße Straße ziehen und Segen bringen, wohin sie kommen."

Der Heini setzte sich zu ihren Füßen auf die Treppe und lehnte seinen Kopf dicht neben sie an die Bank. Sie schlang den Arm um ihn und

strich ihm mit der freien Hand liebevoll über die Stirne.

Still schauten beide in das Land hinaus. Voll Lebenserwartung und Schaffensfreude der

Junge. In den Augen der Seppe aber stand ein Leuchten, wie es die goldene Herbstsonne auf die Welt legt, der sich die Jahreshoffnung im Segen erfüllt hat.

E n d e.

Segensonntag im Löttschental.

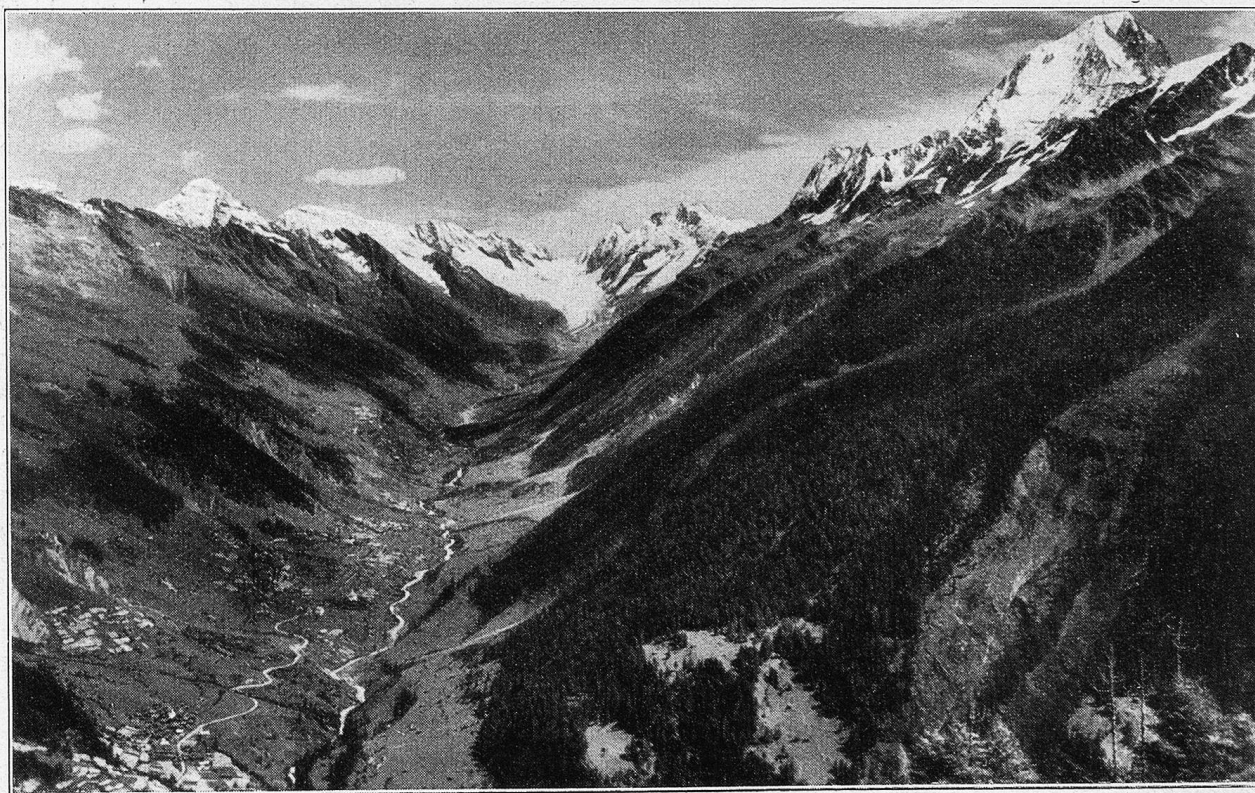
Von Ernst Eschmann.

Eines der interessantesten und originellsten Täler im Schweizerland ist das Löttschental. Fern ab der Welt liegt es. Die Bewohner haben sich eine besondere Kultur geschaffen, und jahrhundertlang kamen sie aus, ohne den Zusammenhang mit ihren Stammesgenossen zu suchen. Sie waren sich selber genug und lebten hinten in ihrem einsamen Seitental des Wallis ein Leben, das, in eine großartige Umgebung hineingestellt, etwas Schönes und Beglückendes an sich hat. Ihre Ansprüche waren nicht beträchtlich, und sie freuten sich der Güter, die die Mutter Natur aus erster Hand ihnen bot: blumige Matten und sonnige Weideplätze, reichliche Arbeit und gesellige Feste, die dem rauhen Alltag Würze und Abwechslung bringen.

Wer so zu Füßen der höchsten Berge den Kampf mit einem langen und unwirtlichen Winter kämpft, wer im Frühjahr die Lawinen tosen hört und im Sommer den Sturm, der durch die

Bäume orgelt, wer trotz aller Unbill der Verhältnisse den Mut nicht verliert, sich immer wieder aufrichtet und zu einer innern Heiterkeit durchringt, muß innerlich gefestigt sein. Diese Kraft strömt dem Löttschentaler aus seinem Glauben zu. Er ist tief in seinem Wesen verankert. Religiöses Fühlen und Denken bestimmt sein Werk. Seine Wünsche stellt er dem Gotte anheim, der ihm Haus und Heim beschützt, der die Fluren fruchtbar werden läßt, der aber auch in verheerenden Lawinen niederfahren und ihm Hab und Gut begraben kann.

Im Frühling gilt es, sich der Huld des Höchsten zu versichern und ihn zu bitten, daß er den Boden, Vieh und Stube segnet. So wird dem Löttschentaler der Segensonntag zu einem der höchsten Feiertage, und es liegt südliche Art darin, diesen mit farbigem Gepränge zu begehen und alles aufzuwenden, was dem Feste Glanz und Klang und Erhebung verleiht.



Löttschental mit Breithorn, Langgletscher und Rietschhorn.

Phot. E. Gygler, Adelsboden.